

Regina Bäumer, Münster

Mitteilung statt Wiedergabe

Zum Sinn sprecherischer Inszenierung biblischer Texte im Gottesdienst

Bevor ich mich anschicke, meinen Beitrag aufzufalten, will ich etwas über die äußeren Bedingungen meiner Arbeit sagen, den Raum, in dem ich oben Genanntes versuche. In meiner Funktion als Sprecherzieherin arbeite ich mit den Studierenden an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster in Trägerschaft der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz. Die Sprecherziehung ist dort im Diplomstudiengang fest verankert und auf das 1.–4. Semester verteilt. Neben 2 Seminaren zu Themen aus der Rhetorik gibt es im 1. Semester Sprechunterricht und im 2. Semester ein Lesetraining, wobei es vornehmlich um die Beschäftigung mit biblischen Texten geht, die im Gottesdienst vorgelesen werden. Diese sprecherzieherische Arbeit hängt in sich zusammen, hat das Ziel, die Sprech- und Ausdrucksfähigkeit der Teilnehmer zu fördern, und bietet zusammen mit den Homiletik-Vorlesungen die Basis für die praktische Predigtausbildung an der Hochschule. Im Folgenden beziehe ich mich nun auf das Lesetraining.

Beim Vorlesen von Texten aus der Schrift im Gottesdienst, seien es nun Lesung oder Evangelium, taucht immer wieder eine Schwierigkeit auf: der natürliche Sprechausdruck des Sprechers reduziert sich massiv und es geschieht eine Angleichung an den „kirchlichen Normalton“. Dieser ist durch ein Minimum an Melodieführung und Dynamik gekennzeichnet, durch Gleichförmigkeit in Sprechtempo und Pausengebung, durch einen Grundton, der immer ein wenig höher scheint als der im normalen Sprachgebrauch und der selten – auch nicht am Satzende – ganz absinkt. Es gibt auch die Variante, die Gleichförmigkeit zu vermeiden durch eine große Zahl von einzelnen Betonungen, die aber den Gesamteindruck nicht wesentlich verändern.

Dieser Ton mutet uns als Zuhörende in der einen wie in der anderen Fassung seltsam unnatürlich und fremd an. Er wirkt unlebendig, steril und ein bisschen unnahbar, mit einem Wort: langweilig und unkommunikativ. Das hat m. E. diverse Ursachen, beispielhaft seien einige genannt.

- In der liturgischen Feier gibt es bestimmte Hörgewohnheiten, die Auswirkungen auf die Sprechweise haben. Dies wird z. B. deutlich, wenn etwa der Einsetzungsbericht, der Teil des Hochgebetes ist, als Lesung (1 Kor 11,23–26) vorkommt. Den Ton der Lesung zu treffen wird erschwert durch die Gewohnheit, den Text im Hochgebet anders, weil an anderer Stelle und mit anderer Bedeutung, zu hören.
- Traditionell unterstrich der besondere Sprechton die Besonderheit der Texte. Reste davon beeinflussen immer noch Hör- und Sprechgewohnheiten in der Liturgie.
- Festgelegte Formen und auch Töne geben in ungewohnten Situationen, wie z. B. dem Lektorendienst oder auch der Priesterrolle, Sicherheit.
- Schließlich ist noch eine „psychologisch“ bedingte Einschränkung beim Sprechen zu benennen. Wer nicht gewöhnt ist, vor Publikum zu lesen, ist normalerweise aufgeregt. Diese Situation erzeugt Stress, der den Sprechausdruck reduziert.

Diese wie auch immer verursachten Einschränkungen beim Sprechen haben eine Wirkung: der Hörer kann den Text nur schwer aufnehmen, er kann den Inhalt und den vollen

Sinn des Gehörten nicht erfassen, da ihm wesentliche Elemente fehlen, die ihm normalerweise helfen, Gehörtes zu begreifen.

Im normalen, alltäglichen Sprechen ist es ja so, dass wir automatisch gestalten, d. h. variieren in Melos, Dynamik und Pausen, Betonungen haargenau an den richtigen Stellen setzen, unsere Stimme gebrauchen, um Stimmungen mit auszudrücken. So haben wir sprechen gelernt und auch hören! Wir brauchen diese zusätzlichen Informationen, um zu verstehen!

Das Gesagte muss in einer bestimmten Weise „klingen“, damit wir das Gemeinte erfassen können. Wenn wir sprechen, benutzen wir also unseren persönlichen Sprechausdruck, um etwas auszudrücken und somit unseren Zuhörern verständlich zu machen. Wir geben unserem Sprechen Wirkung.

Beim Vorlesen, wenn der Sprecher nicht mehr die eigene Sprache spricht und nicht mehr die eigenen Gedanken denkt, sondern sich zur Verfügung stellt, um Gedanken und Sprache eines anderen laut werden zu lassen, wird dieser sonst automatisierte und von innen her gesteuerte Vorgang schwierig.

Der Sprecher muss den zu lesenden Text zuerst verstehen, begreifen und erfassen, was gemeint ist mit dem, was da steht. Dann muss er die vorgegebenen Worte und Sätze laut machen und mit seinem Sprechausdruck anreichern, gestalten, damit der Hörer ebenfalls verstehen, begreifen und erfassen kann, was gemeint ist. Um dieses komplizierte Geschehen in Gang zu bringen, braucht der Sprecher eine Einstellung zu seinem Tun und eine Intention auf die Zuhörenden hin, d. h. ein hohes Maß an Bewusstsein, Sensibilität und innerer Aktivität – in sprechwissenschaftlicher Terminologie: es geht um den Mitteilungswillen.

Wenn ich nun mit den Studierenden arbeite, dann geht es mir zuallererst um die oben genannte Haltung.

Haltung meint zweierlei, die innere Einstellung und die körperliche Haltung. Die Arbeit im ersten Semester orientiert sich sehr an der Arbeit an der äußeren Haltung: Stehen, Gehen, Aufrecht-sein und Sich-bewegen, Bewegung und Intention verbinden etc. Das sind Versuche, immer wieder Verbindung zur inneren Haltung herzustellen. Es ist plausibel, dass in unterschiedlicher „Haltung“ die Stimme anders klingt. Das muss ausprobiert werden und ich versuche, durch spielerischen Umgang damit die Studierenden dafür zu sensibilisieren.

Nachdem darauf aufbauend an der Artikulation gearbeitet wurde, wende ich mich am Ende des ersten Semesters schon liturgischen Texten (Fürbitten) zu. Die den Texten angemessene Haltung, nämlich Beten vor und stellvertretend für die Gemeinde wird Schritt für Schritt erarbeitet und das konkrete Sprechen geübt. Mein Ansatz ist dabei, die Studierenden immer wieder mit ihren eigenen Hörgewohnheiten und darin das liturgische Hören mit dem Alltagshören zu konfrontieren.

Auf die Frage nach der Haltung lässt sich alles weitere Tun und Üben – und nicht nur im Lesetraining sondern in der gesamten Arbeit bis hin zur Predigt – immer wieder zurückführen. Ich setze in der weiteren Arbeit voraus, dass die Teilnehmer ihre eigene Redefähigkeit ausprobiert und geschult haben (1. Semester); das meint konkret, sie sollten „laut und deutlich“ sprechen können, sollten mit dem Klang ihrer Stimme vertraut sein, sie sollten sich trauen, ihre Stimme zum Klingen zu bringen, etwas in sich erklingen zu lassen; nicht zuletzt sollten sie in der Lage sein, dieses Klingen auch einzusetzen, d. h. mit ihren Stimm-

und Sprechwerkzeugen so umzugehen, dass der Klang nicht dem Zufall überlassen, sondern von ihnen gewollt ist.

Für das Vorgehen im Lesetraining (2. Semester) habe ich eine Schrittfolge entwickelt, wie man sich als Sprecher einen Text zunächst einmal selbst erarbeiten kann, um ihn sprecherisch zu gestalten.

1. Es beginnt zunächst damit, dass sich die Studierenden fragen, ob sie als Sprecher verstanden haben, worum es im Text inhaltlich geht. Das lässt sich am einfachsten dadurch überprüfen, dass sie versuchen, mit eigenen Worten das Wesentliche kurz zusammenzufassen und wiederzugeben. Manchmal ist es – gerade bei Lesungstexten – vonnöten, im größeren Zusammenhang nachzulesen und sich zu orientieren. Es geht darum, als Sprecher die ersten Schritte zu tun, den Text innerlich zu begreifen. An dieser Stelle ist es auch sinnvoll, fremde Begriffe und Ausspracheunsicherheiten zu klären.

2. In einem zweiten Schritt sollen sich die Studierenden fragen, um was für einen Text es sich handelt. Diese Fragestellung liegt etwas anders als die exegetische Frage nach der Textgattung, erinnert aber daran. Klarer wird die Zielrichtung vielleicht durch die ergänzende Überlegung: welchen Grundton braucht der Text? Es ist z. B. evident, dass Hörfunk-Nachrichten einen anderen Ton haben als Hörfunk-Werbung – eben weil es grundverschiedene Texte sind; es ist auch evident, dass ein vorgelesener, eher traurig anmutender Brief einen anderen Grundton hat als eine am Lagerfeuer vorgelesene Gespenstergeschichte – auch hier liegen verschiedene Texte zugrunde. Es ist also bei diesem Schritt zu klären, welcherart der Text ist und wie er von daher in der Grundlage klingen sollte – z. B. eher auffordernd, zusprechend, drohend, ermahnend; als Geschichte eher knifflig, beispielhaft, erinnernd, überrumpelnd, liebevoll – dem Ergründen und Ausprobieren sind hier zunächst einmal keine Grenzen gesetzt. So entstehen an dieser Stelle die ersten gesprochenen Fassungen, wobei die Studierenden versuchen, den Grundton zu finden und zu treffen.

3. Der dritte Schritt geht nun in die Feinheiten, indem die Studierenden sich fragen sollen, wie die Stimmungen im Text sind, ob sie sich verändern und wo. Sie fragen nach den Obertönen, den Variationen, die der Text braucht. Hier klingt eine Einleitung in eine Geschichte oder eine Szene anders als die Sätze der Hinleitung zum Höhepunkt. Die Stimmung nach einem szenischen Höhepunkt wiederum ist nochmals anders als die belehrenden oder schlussfolgernden Elemente am Ende einer Geschichte. Wichtig ist mir, dass sich hier die Stimmung im Text verändert und dass die Studierenden als Sprecher genau das wahrzunehmen, zu berücksichtigen und auszudrücken haben, und zwar für den Hörer.

4. Auf dem Hintergrund dieser drei Schritte und der eigenen Erkenntnisse und Versuche dazu gliedern die Studierenden nun als Viertes den Text und platzieren die Pausen in ihren vielfältigen Variationsmöglichkeiten. Dazu werden sie den Text immer wieder laut lesen, sich an ihn gewöhnen und ihn dabei natürlich immer besser kennen lernen, bis in die Feinheiten.

5. Im fünften Schritt arbeite ich mit den Studierenden den Text satzweise durch und gebe ihnen zur Orientierung ein paar Faustregeln zur deutschen Aussprache und Ausdrucksgestaltung. M. E. gibt es zwei Bereiche, die einer genaueren Beachtung bedürfen: – die Betonungen (nur eine Betonung pro Sinnschritt, wie es im normalen Sprachgebrauch üblich ist), – die Pausen- und Atemregelung bei den Kommata (den grammatikalischen Gliederungszeichen für die Schriftsprache, die sich als Pausenzeichen für die gesprochene Sprache verbieten). In dieser Phase werden kritische Stellen wie z. B. wörtliche Reden, Bilder oder

Höhepunkte im Text, aber auch Stimmungsumschwünge oder schwer zu gestaltende Stimmungslagen einzeln herausgearbeitet und gesprochen, letztlich trainiert; denn das sei an dieser Stelle angemerkt: Ein solcher Weg, sich einen Text als Sprecher zu erschließen, ist harte Arbeit und erfordert Mühe und Disziplin.

Am Ende dann hat der Sprecher den Text in sich wach und lebendig – er klingt in ihm. Er hat einen Eindruck, der umfassender ist als das bloße Verstehen eines Inhaltes. Diesen lebendigen Eindruck wird der Sprecher nun zum Ausdruck bringen können, um bei den Hörern wiederum einen Eindruck möglich werden zu lassen – und zwar so tief und feinsinnig, wie er selbst den Text erfasst und ausgelotet hat.

Der Sprecher hält so den Text in sich und geht in Kontakt zum Hörer, Kommunikation entsteht. Dieser Kontakt ist ein notwendiges Element für den Sprecher, er gehört zum Sprechakt dazu. Klassischerweise wird die Beziehungsaufnahme durch Blickkontakt erreicht, das ist jedoch zu wenig, es geht vielmehr wieder um die Haltung beim Sprecher: er braucht einen Mitteilungswillen, der den inneren Impuls mobilisiert, das Verstandene auch mitteilen zu wollen. Das geht nicht einfach durch Aufblicken oder im gespielten Kontakt, es ist dazu eine mentale Bewegung auf den Hörer zu nötig. Die Crux dabei ist, dass aus denselben Gründen wie beim Sprechausdruck der Kontakt erschwert wird. Die Sprecher ziehen sich aus Unsicherheit, Aufgeregtheit etc. zurück und bauen den Text zwischen sich und den Hörern auf, anstatt in die Situation hinein zu gehen, sich innerlich auf die Hörer zu zu bewegen. Es geht nun darum, zu lernen, die Energie des Mitteilungswillens zu nutzen, um ein kommunikatives Geschehen in Gang zu setzen. Nur damit erreicht das Vorlesen Natürlichkeit und Eindeutigkeit, die für den Hörer notwendig sind, um wirklich zu verstehen. Und umgekehrt kann nur aus der Zuhörbereitschaft der Hörer, die der Sprecher aufmerksam wahrnimmt, indem er in Kontakt zu den Hörern tritt, sein Mitteilungswille mobilisiert werden. So *braucht* der, der vorliest den Zuhörer!

Der Aspekt des Kontakts als *notwendiges* Element für Kommunikation wird mit den Studierenden eingeübt. Vom bloßen Einüben einer Methode (z. B. Blickkontakt) geht dabei die Bewegung hin zu der Regel: Spüre deinen inneren Mitteilungswillen auf und trete in Kontakt mit den Hörern!

In den letzten Jahren habe ich an der Philosophisch-Theologischen Hochschule mit einer Gruppe von Dozierenden aus dem eben vorgestellten Lesetraining heraus eine Methode für die Beschäftigung mit der Schrift bzw. mit liturgischen Texten entwickelt. Inzwischen wurden die prophetischen Lesungen des Advents, die Lesungen der Kar- und Ostertage, die Evangelien des Advents und das zweite Hochgebet auf diese Weise erarbeitet. Die Methode hat folgende Elemente:

- Zunächst liest jede bzw. jeder den Text einmal laut vor und die Gruppe überlegt danach, welcher Grundton dem Text angemessen sein könnte.
- Danach lesen alle nacheinander den Text noch einmal laut vor und versuchen dabei, ihre Vorstellung vom Grundton und den nötigen Variationen zu realisieren.
- Anschließend wird im Gruppengespräch überlegt, welcher Versuch am ehesten dem Genus und Inhalt des Textes angemessen war. Diese Überlegungen werden durch einige (sparsame) exegetische Informationen (nähere Umstände, Hintergrund etc.) durch Gruppenmitglieder ergänzt.
- Jeder kann nun probieren, den Text auch in Feinheiten so zu sprechen wie er aufgrund des Gruppengesprächs und des erweiterten Verständnisses meint, dass er gesprochen

werden muss. Auch dies wird wieder in der Gruppe beraten, die Hörerinnen und Hörer geben Rückmeldungen wie der Text gewirkt hat, was angekommen ist. So wächst nach und nach ein gemeinsam erarbeitetes Textverständnis, das nicht nur innerlich bleibt, sondern auch zum Ausdruck kommt.

- Das spielerische Ausprobieren verschiedener Varianten führt zu einer Erweiterung der eigenen Ausdrucksmöglichkeiten und führt oft zu überraschenden Einsichten in die Tiefenstruktur der Texte.
- Der Text erschließt sich so für jedes Gruppenmitglied individuell und gleichzeitig im Hinblick auf seine Wirkung. Dabei geht es nicht um ein uniformierendes Sprechen, manchmal stehen am Ende auch mehrere mögliche Sprechvarianten, aber es geht um ein dem Text angemessenes Sprechen, das dem Hörer die Chance gibt, zu verstehen.
- Der Kontakt Sprecher – Hörer wird reflektiert und es ist für den Sprecher möglich, sich durch die kompetente Rückmeldung der Hörer zu korrigieren, um sich in der Sprechhandlung Vorlesen eindeutiger und damit kommunikativer verhalten zu können.
- Zum Abschluss liest jeder den Text noch einmal komplett vor.

Diese Art des Umgangs mit Texten hat verschiedene Effekte. Zum einen beschäftigen sich alle intensiv mit dem Text und seiner Wirkung, zum anderen geschieht ein Austausch über das Textverständnis, der zu wirklichem Erkenntnisgewinn, aber auch zur persönlichen Begegnung führt.

Darüber hinaus ist es ein wertvolles Lesetraining für alle Teilnehmenden mit kompetenten und kritischen Rückmeldungen, die helfen, das eigene Vorlesen zu verbessern. Besonders bei scheinbar vertrauten Texten wie bekannten Bibelstellen oder dem Zweiten Hochgebet ist diese Übung sehr heilsam, werden durch sie doch Hörgewohnheiten bewusst gemacht, die u. U. überhaupt nicht dem Inhalt und der Botschaft des Textes entsprechen, ja oft das Gegenteil bewirken.

Diese beiden vorgestellten Arbeitsmethoden machen deutlich, dass es der Arbeit, der Übung und des Engagements bedarf, den Versuch zu unternehmen, das Wort Gottes zum Klingen zu bringen. Andererseits zeigt sich, dass genau dieser Versuch im Sinne des Wortes Gottes bereichernd ist für Sprecher und Hörer.

Literaturhinweise:

- E. M. Krech, Vortragskunst. Leipzig 1987.
- R. Kliem, Der Lektorendienst. Freiburg i. Br. 1990.
- R. Zerfaß Lektorendienst. Trier⁷ 1991.
- S. Gutzeit, Sprecherziehung und Stimmbildung in der Logopädieausbildung – neue Lernziele und Lerninhalte. In: sprechen Zeitschrift für Sprechwissenschaft 17 (1999) H. 1, 4–14.
- E. Ockel, Vorlesen als Aufgabe und Gegenstand des Deutschunterrichts. Deutschdidaktik aktuell Bd. 7. Hohengehren 2000.
- Rollenunterricht, Sprecherziehung, Stimmbildung und Körperarbeit in der Ausbildung zum Schauspieler. Dokumentation der Arbeitstagung der bayerischen Theaterakademie August Everding. München 2000.
- Sprechwissenschaftler/in und Sprecherzieher/in. Eignung und Qualifikation. Hg. S. Lemke. München – Basel 2001 (Sprache und Sprechen 39).